Wie die Helvetier auswanderten [Fortsetzung]

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **28 (1934)**

Heft 11

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-926972

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

den Flügelschlag eines durch unsere Nähe aufgescheuchten Vogels; wir hören aber nichts.

„Es wird ein Vogel gewesen sein," vermutet einer. Jhonson, mehr als die übrigen an diese brasilianischen Forschungen gewöhnt, schüttelt zweifelnd den Kopf.

„Geben wir nur ja acht! Lassen wir uns nicht überraschen!"

Mit dem Gewehr im Arm schreiten wir langsam vorwärts, nach allen vier Himmelsrichtungen spähend.

Der Ruf ertönt von neuem, klar, deutlich, ohne Zweifel ein menschlicher Ruf. Aber diesmal hat er einen anderen Ton, als ob er trotziger, feindlicher gegen uns sei, die wir zwischen der dichten Belaubung des Urwaldes vorwärtsschreiten.

Dem Ruf antworten hundert Rufe im Chor, mit demselben kriegerischen Ungestüm hervorgebracht. Darauf erschallen vereinzelte Rufe, Worte einer fremden Sprache; unter ihnen aber ein Wort eines vertrauten Idioms, ein portugiesisches Wort:

„Criminaes!"

Alle schauen Jhonson an, mit dem höchsten Erstaunen in ihren Gesichtern, und Jhonson schaut mich an, der ich wie er diesen Urwald kenne, und ein Lächeln spielt auf meinen Lippen, das sich noch verstärkt, als nach dem ersten Wort noch zwei andere europäische Worte zu uns dringen: ein italienisches: „Conaglie!" und ein spanisches: „Sinvergüenzas!"

Man könnte meinen, daß diese Wilden vielgereiste Leute seien und verschiedene Idiome können. Das sind sie jedoch nicht; aber ihre Ahnen waren mit den Kolonisten bekannt und mußten für die Städte arbeiten, die sie gründeten. Sie lebten Jahrhunderte an ihrer Seite, den Erdboden unter Peitschenhieben bearbeitend, Kränkungen und Ungerechtigkeiten erleidend ... Und eines schönen Tages verließen sie das zivilisierte Leben, um zur Freiheit in die Heimat in ihren Urwäldern zurückzukehren, zu einem Leben, in dem ihnen die verschwenderische Natur das bis zum Rande gefüllte Füllhorn ihrer Gaben bietet, um ihre Lebensbedürfnisse zu befriedigen.

„Vorwärts, vorwärts," kommandiert Jhonson, „legt die Gewehre an, die Mündung abwärts!"

Alle gehorchen, schauen ihn aber wegen dieser sonderbaren Aufforderung erschrocken an. Jhonson merkt, daß eine Erklärung nötig ist.

„Habt keine Furcht! Wenn sie uns so sehen, kommen sie in Güte. Sicher."

„Sicher? Potztausend! Und wenn es ihnen einfällt, nicht in Güte zu kommen?"

Jhonson hält die Hände als Schalltrichter an den Mund und ruft auf portugiesisch:

„Wir kommen nicht gegen euch! Wir kommen als eure Freunde! Kommt näher ...!"

Aber das Geheul, das so geheimnisvoll aus dem Dickicht hervorbricht, ist betäubend, und die Indianer haben sicherlich kein Wort der Friedensversicherung unseres Anführers gehört.

Wir bleiben von neuem stehen. Jhonson wiederholt seine Versicherung, jedoch mit demselben negativen Ergebnis. (Fortsetzung folgt.)

Wie bleibe ich gesund?

Tiefatmen ist für die Gesundheit wichtig. Damit kommt frische Luft in Lungen und Blut; der Brustkorb weitet sich. Natürlich soll das nur in frischer, staub- und rauchfreier Luft geschehen. Im Zimmer stellt man sich an das offene Fenster und zieht langsam die Luft durch die Nase ein. Der Brustkorb dehnt sich aus und die Luft dringt bis in die äußersten Spitzen der Lungen. Am besten führt man dabei Armheben seitwärts aus. Dann hält man einen Augenblick an, läßt die Luft rasch durch den Mund ausströmen, wobei man die Arme sinken läßt. Solche Tiefatmungs-Uebungen morgens und abends einige Minuten ausgeführt, sind recht wertvoll für die Gesundheit. Aber man gewöhne sich, immer nur durch die Nase, nicht durch den Mund zu atmen. Die Luft muß durch die Nase streichen. Da wird sie erwärmt und gereinigt. Wer besonders bei kaltem Wetter durch den offenen Mund atmet, der leidet oft an Erkältung des Halses. Kann man nicht genügend durch die Nase atmen, so liegt ein Fehler vor. Dann muß man bei einem Arzt Rat holen. Bei Schnupfen sind die Luftwege durch die Nase verstopft. Dann geht die Luft durch den Mund ein, und zum Schnupfen kommt Halsweh.

Wie die Helvetier auswanderten.

(Fortsetzung.)

Endlich sahen die Helvetier ein, daß sie den Durchmarsch nicht erzwingen konnten. Sie beschlossen, auf einem andern Wege nach Gallien zu gelangen. Da blieb nur der Weg auf dem rechten Ufer des Rhodan übrig. Der führte

aber durch wilde, enge Schluchten des Juragebirges, ein sehr beschwerlicher Weg, bergauf, bergab, oft sehr schmal. Viele Wagen brachen auf dem holperigen Weg zusammen. Tagelang mußte man warten, bis es wieder vorwärts ging. Es fehlte oft auch an Wasser. Menschen und Vieh litten Hunger und Durst.

Schließlich kamen die Helvetier doch aus dem engen Gebirge hinaus. Sie betraten ein weites, flaches Hügelland, bedeckt von großen Kornfeldern. Die Helvetier mähten das Getreide ab, wo sie durchzogen; denn ihre Vorräte waren aufgezehrt. Die Bewohner des Landes, die Gallier, sandten Boten zu Julius Cäsar und beklagten sich bei ihm über den räuberischen Einfall der Helvetier. Diese wandten sich nun gegen Nordwesten und kamen in ein breites Tal. Ein breiter Fluß hemmte ihren Marsch, die Saône. Er war zu tief, um ihn zu durchwaten. Weit und breit war keine Brücke zu sehen. Nun bauten die Helvetier Floße. Darauf wollten sie Wagen, Menschen und Tiere übersetzen. Sie brauchten aber dazu mehrere Wochen. Unterdessen hatte der römische Feldherr ein großes Heer gesammelt und war den Helvetiern nachgefolgt. An der Saône erreichte er sie. Der größere Teil der Helvetier war schon am andern Ufer. Julius Cäsar griff die Zurückgebliebenen an und schlug sie. Ihre Kameraden am andern Ufer konnten ihnen nicht helfen. Diese setzten nun ihren Weg fort. Die Römer folgten ihnen auf dem Fuße. (Forts. folgt.)

Zur Unterhaltung

Was braucht der Mensch zum Glück?

Nach einer Erzählung des russischen Dichters Tolstoi.

In Südrußland lebte einmal ein reicher Bauer. Dieser Bauer besaß viel Land und große Viehherden. Aber er war trotzdem nicht zufrieden und glücklich. Da hörte dieser Bauer, man könne bei den Baschkiren (Volksstamm in Südrußland) für eine Mütze voll Gold soviel Land kaufen, als man an einem Tage vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang umschreite. Das gefiel dem Bauer. Er nahm also eine Mütze voll Gold und einen Knecht mit und ging zu den Baschkiren.

Bald war mit dem Häuptling der Baschkiren ein Vertrag abgeschlossen. Der Häuptling sagte zu dem Bauer: „Ja Bauer, du kannst soviel Land haben, als du an einem Tage vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang umschreitest. Aber ich stelle eine Bedingung: Du mußt bei Sonnenuntergang pünktlich wieder hier sein. Sonst bekommst du kein Land, und die Mütze voll Gold gehört trotzdem uns. Das ist der Vertrag." Der Bauer war einverstanden.

Am andern Morgen früh stehen der Häuptling mit einigen Baschkiren da und der Bauer mit seinem Knecht. Zwischen ihnen am Boden liegt die Mütze voll Gold. Da geht die Sonne auf. Eben leuchten die ersten Strahlen in der Ferne. Da fängt der Bauer an zu wandern. Er freut sich; denn er wandert ja dem Glück entgegen. Heute wird er ein reicher Mann. Aber der Bauer überlegt: Ich muß bei dem Wandern vernünftig bleiben. Ich darf nicht zu rasch wandern; sonst werde ich zu müde und bleibe am Wege liegen. Dann bekommen die Baschkiren zwar mein Gold, aber ich bekomme kein Land. Also langsam, mit Vernunft!

Die Sonne steigt höher und immer höher. Nun ist es Mittag. Der Bauer denkt: Der halbe Tag ist vorbei, ich muß bald an die Umkehr denken. Aber ich habe mich heute morgen geschont. Ich bin noch kräftig, ich kann noch gut wandern. Dieses schöne Stück Land da drüben muß ich noch haben. Ich mache den kleinen Umweg. Es wird Nachmittag. Der Bauer wandert rascher und rascher. Da drüben liegt auch noch ein gutes Stück Ackerland. Die schöne schwarze Erde lockt. Dieses Land muß der Bauer auch noch haben. Er ist ja noch gut bei Kräften, er kann ja laufen. Er wird noch zur rechten Zeit zurück sein.

Bald geht die Sonne unter. Der Bauer läuft. Da in der Ferne sitzen die Baschkiren mit dem Häuptling und dem Knecht. Es wird geraten. Er wird vor Sonnenuntergang bei ihnen sein. Der Bauer läuft und läuft. Er rennt. Bald ist er da. Noch wenige Schritte. Da stürzt der Bauer zu Boden. Ein Blutstrom fließt ihm aus dem Munde. Erschrocken springt der Knecht auf und läuft zu seinem Herrn. Der ist tot. Am Herzschlag gestorben.

Der Häuptling der Baschkiren bleibt ruhig. Er steht auf und gibt dem Knecht einen Spaten. Dabei sagt er: „Hier, Knecht, grabe deinem Herrn ein Grab, zwei Meter lang, zwei Meter tief und einen halben Meter breit. Denn nur soviel Land braucht der Mensch zum Glück."

W.